



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 127.

Freitag, 4. Juni

1926

Edelsteine.

(I. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Hans Span.

(Nachdruck verboten.)

Auf einmal vernahm sie das schreiende Wimmern der Jose und einem Schredenstuf aus rauhem Lande. Die alte Köchin, die seit dreißig Jahren dem Hause diente, ein echtes Mannweib, aber von einer goldenen Treue, war herzugekommen.

„Einen Arzt!“ sie sagte es fast flehend, „sofort einen Arzt holen, Martin!“

Der Diener lief schon, als draußen die Türglocke ging.

Thekla war es wie eine Erlösung, als der Diener so schnell zurückkam und den alten Geheimrat Wildner, der ein Chirurg von Ruf war, hereintreten ließ.

Der Geheimrat war Hausarzt bei Frau de Ruyter. Er war gerade im Begriff, ihr einen Besuch zu machen, und fand seine alte Patientin nun zu Tode getroffen, in ihrem Blute schwimmend.

Sein gutmütiges Gesicht mit dem ergrauten Schnurrbart, der den ganzen Mund verdeckte, war sehr bestürzt. Aber er hatte zuviel im Leben schon gesehen, um trotz des furchtbaren Anblicks nicht doch seine Fassung zu verlieren.

„Aufheben! . . . aufs Bett legen, die alte Dame!“ sagte er.

Das taten der Diener und die Köchin Minna; Thekla hielt die armen blutigen Hände der so schwer Getroffenen, die in der Luft herumfuhren, als gehörten sie gar nicht zu dem schauerlich mißhandelten Körper.

Dann eilte der Diener wieder fort. Der Geheimrat hatte ihm eine Weisung an seine Klinik gegeben, die hier in dem schönen Luftkurort viel Zuspruch fand. Er sollte den jungen Assistenten herüberbitten und die Instrumente, die zu einer schwierigen Operation nötig waren, mitbringen.

„Ich darf Ihnen nicht viel Hoffnungen machen, mein liebes, gnädiges Fräulein“, hatte der Professor zu der stillweinenden Thekla gesagt, „denn auch ohne die Sonde eingeführt zu haben, sehe ich an dem Benehmen der merkwürdigerweise wachen Patientin, daß es sich um eine komplizierte Fraktur des oberen Schädels handelt. Die Schädeldecke ist arg zertrümmert, soweit ich bisher erkennen kann, mit einem scharfen Instrument. Mit solchen Verletzungen ist das Eindringen von Knochensplintern in die Gehirnmasse notwendig verbunden — darin liegt die größte Gefahr . . .“

„Aber sie lebt . . . sie lebt doch!“ meinte Thekla verzweifelt.

„Wo ist denn Ihr Herr Vetter?“ fragte der Geheimrat statt der Antwort.

Thekla fiel das Sprechen schwer, doch sie bezwang sich.

„Mein Vetter . . . der ist . . . er ist nicht hier. Ach!“ sie legte die Hände an ihr Gesicht und man sah, wie ihre Knubaden sich krampfhaft bewegten. „Nun hab' ich keinen Menschen mehr auf der Welt!“

„Armes Kind!“ sagte der Professor einfach. Die Berlekte, die sich heftiger bewegte, zog seine Aufmerksamkeit auf sich; sie fing wieder an, irre zu reden. Und leiserweise sprach sie Französisch.

Thekla hörte das auf.

„Mein Onkel und meine Tante haben viele Jahre

in Paris gelebt. Sie wissen ja, der Edelsteinsammlung wegen.

„Die Edelsteinsammlung . . . ja. Wo ist die eigentlich?“ Herr Gott, wir hätten ja schon längst die Polizei benachrichtigen müssen!“ Der Geheimrat klopfte sich an die Stirn. „Da ist jede Minute wertvoll. Das müssen Sie tun, liebes Fräulein! . . . Das heißt, Sie werden sich wohl erst ein bißchen fertig machen müssen meine Liebe!“ Und der alte Herr schielte mit einem leisen Lächeln nach dem Kleid des Fräuleins, das sich an der Brust ein wenig verschoben hatte und den Anlaß eines reizenden Busens frei werden ließ. Thekla zog gleichmütig die flauschige Seide zurecht.

„Kann ich denn die Tante allein lassen, Herr Geheimrat?“ fragte sie.

Der Professor beruhigte Thekla wegen der Verletzten und fügte hinzu:

„Mein Assistent wird gleich hier sein . . .“

Da erst ging Thekla in ihr Schlafzimmer. Dort ließ sie das Telephon umstellen und klingelte die Polizeiverwaltung an, die hier aus dem Amtsvorsteher, in dem Sekretär und einem Amtsdienner bestand.

„Ich werde sofort bei Ihnen sein, gnädiges Fräulein“, rief der Amtsvorsteher, ein invalider Oberleutnant. Man hörte seinem Ton an, wie sehr ihn das in seinem Bezirk begangene Verbrechen erregte. „Das ist ja schrecklich! . . . Jedenfalls gestatten Sie mir, mein gnädiges Fräulein, Ihnen schon jetzt mein herzlichstes Mitgefühl auszusprechen!“

Thekla bedankte sich, und als sie dann ihr Kleid anzog, ein lichtblaues aus feiner Leinwand mit weißen Aufschlägen, da fühlte sie plötzlich eine so große, wehevolle Mütigkeit in den Gliedern, eine so schreckliche Mutlosigkeit, daß sie sich auf den kleinen Stuhl an der Spiegeltaillette niederließ und in haltloses Schluchzen ausbrach.

Es klingelte draußen — sicherlich der Assistentarzt des Geheimrats; das gab Thekla ihre Fassung wieder.

Sie trat in das von Blut der geliebten Frau gerötete Gemach, als eben der Geheimrat hatte Wasser bringen lassen, heißes Wasser in einer großen Wanne, und selbst hinausging, um eigenhändig seine Instrumente auszufischen.

„Sie können inzwischen die Patientin vorsichtig entkleiden bis zur Hüfte, mit Hilfe des Fräuleins, lieber Höffner! . . . Und Sie beide da“, der Professor wendete sich an die in Tränen gebadete Jose und an die alte Köchin, die ihren Schmerz zwar tapfer bekämpfte, aber auch in ihrer Kraft wie gelähmt war, „Sie gehen ruhig an Ihre Arbeit!“

Die beiden schlichen hinaus, der Professor schloß hinter ihnen die Tür.

Und der junge Arzt, der sich mit einem kurzen trockenen: „Dr Höffner“ und einer abgehackten Verbeugung Thekla vorstellte, schritt voraus an das Bett, das mit der schmalen Kopfseite zur Fensterwand stand und dadurch guten Raum gab, um sich zu beiden Seiten zu betätigen.

Es erwies sich aber unmöglich, der noch immer in

wirrem Gemurmel vor sich Hinfallenden das Spitzend hemd auszuziehen, um so mehr, als Dr. Höffner jedes Anheben des Körpers der ziemlich corpulenten Frau vermeiden wollte. Da holte Thekla rasch eine Schere und schnitt der Tante die Wäsche vom Leibe.

„Von Ihnen kann man sich helfen lassen“, sagte der Arzt in rauher Anerkennung. Und Thekla, deren Stolz wenig auf Fremder Lob und Tadel gab, wurde rot und, weil sie es selbst merkte, noch verlegener.

Da kam der Professor zurück. Er nahm an der Tür der Köchin die dampfende Wanne mit den Instrumenten ab und gab sie dem herzuwinkenden Assistenten, die alte Minna wiederum ausperrend.

„Und nun, mein liebes Fräulein, möchte ich Sie bitten, uns ebenfalls zu verlassen. . . Was wir jetzt zu tun haben, das ist nichts für Frauenerven!“

Thekla ging, schweren Herzens. Sie fühlte selbst, daß sie dem Anblick dessen, was geschehen mußte, nicht gewachsen war.

Im Boudoir der Tante stand sie lange still. Jemand hatte die Fenster geöffnet, draußen strahlte die goldene Sonne, ein junger Maienitag und Anselrus wie die Verkündigung einer jubelnden Frühlingsfreude drang zu ihr hinein.

Seit jenem ersten, schweren Erleben im Elternhause, seit dem jähen Tode des Vaters, dem die Mutter gebrochenen Herzens sobald folgte, hatte Theklas Leben einem ruhigen Strom geglichen, der in friedvoller Landschaft, zwischen sanften Gefilden und durch bunte Städte dahinfließt. Der Reichtum ihrer Verwandten hatte sie umhegt und von allem Trüben ferngehalten, hatte ihr die schönsten Gaben des Daseins, wie ein Sklave seiner Königin, vor die Füße gebreitet! . . . War sie glücklich gewesen?

Zufrieden wohl, aber auch glücklich? . . .

Sie liebte die Frau, um deren Leben jetzt ihr Herz zitterte, wie ihre Mutter, vielleicht noch mehr, denn mit dem Andenken an die Heimgegangene verbanden sich immer die düsteren Bilder, die ihre Kindheit überschatteten hatten . . .

Ah, vielleicht waren es auch diese leidvollen Erinnerungen, die heute an diesem Schreckensmorgen ihre Seele so ganz darniederrangen . . .

Thekla hörte das gedämpfte Sprechen der Ärzte nebeneinander, sie vernahm das Klitren der stählernen Instrumente, die über ein teures Leben entschieden, und noch unter der Schwelle des Bewußtseins wehrte sich ihr Geist gegen eine Vorstellung, die doch näher und immer näher in ihr Erkennen rücken wollte.

Da ging draußen die Glocke abermals und die Jose mit ihren vom Weinen geröteten Augen meldete den Herrn Amtsvorsteher von Dose (der sich weit lieber „Herr Oberleutnant“ nennen hörte) und der der Meldung auf dem Fuße folgte.

„Ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten, mein gnädiges Fräulein, meiner Formlosigkeit wegen.“ Die Verbeugung war trotz seines etwas steifen linken Beines einwandfrei. „Aber in solchen Sachen ist jede, auch nur die geringste Verzögerung oft verhängnisvoll!“

„Darf ich vor allen Dingen einmal zur Inaugenscheinnahme des Tatbestandes schreiten? Wo ist die Verletzte, wenn ich fragen darf?“

Thekla legte ernst den Finger an die Lippen und sprach, ihre Stimme im Gegensatz zum Amtston des Polizeigewaltigen noch tiefer dämpfend, indem ihr schöner, rassistischer Kopf sich nach seitwärts der Tür zu neigte:

„Meine Tante wird eben operiert. . .“

In diesem Augenblick klang des Professors Stimme aus dem Nebenzimmer:

„Wollen Sie mir bitte nochmals heißes Wasser besorgen lassen, gnädiges Fräulein, und dann frische Wäsche. . . Bett- und Leibwäsche. . . aber bitte nicht Sie selbst, nicht Sie, liebes Fräulein, . . . das ältere Frauenzimmer soll es bringen!“

„Einen Augenblick“, sagte Thekla und ging, während der Amtsvorsteher rasch fragte: „Woher Herr Geheimrat Wilbner?“ mit einem „Ja, der Herr Geheimrat!“ hinaus.

Als sie wieder hereintrat, hatte sich Herr von Dose

mit der Einrichtung des Boudoirs eingehend beschäftigt. Er stand vor einem zurückgezogenen Profatvorhang, der einen massiven, in die Wand eingebauten Geldschrank sehen ließ.

„Der Geldschrank ist unversehrt“, sagte er und der ins Fenster fallende Sonnenschein funkelte in seinem Einglas. „Aber wo sind die Schlüssel? . . . Übrigens hat der Schrank ein Zahlenschloß. Wissen Sie die Ziffer, meine Gnädige?“

„Ja, wir haben die Zahl lehtin gemeinsam umgestellt, Herr Amtsvorsteher, meine Tante und ich.“

„Geschah das aus einer besonderen Veranlassung?“

Thekla zögerte:

„Ja. . . aber Tante wollte nicht, daß darüber gesprochen werden sollte. . .“

(Fortsetzung folgt.)

Juinacht.

Du stille Nacht. Der Mond schaut silberbleich
Ins endlose weite, traumverklärte Reich;
Du Nacht, in der so sanft die Sterne glüh'n,
Auf Himmelswiesen gold'ne Rosen blüh'n;
Wie breitet sich so mild dein liches Kleid
Auf Erdenlast und bitterwundes Leid,
Und wie wird uns nun alles offenbar,
Was um uns Trug- und Schattenbild nur war;
Komm, stille Nacht, und spende gültig Ruh'
Und deß die Welt mit deinem Frieden zu!

Wilh. Lehnen.

Grotschnut.

(Die Geschichte eines Hechtes.)

Von Eduard Wienrich.

Im zwei Meter tiefen Wasser, da, wo eine spitzwinklige Ede in die breite Rohrkante einschneidet, steht Grotschnut, der kapitale Hecht von 22 Sommern auf dem dunklen Grunde des Sees, der sich eine gute Wegstunde durch Feld, Wiesen und Wald hinzieht. — Der alte Herr ist eben, als die ersten Strahlen der aufgehenden Frühlingssonne die weite, spiegelnde Wasserfläche trafen, von seinem Jagd- und Raubzuge nach seinem Unterstand zurückgekehrt. Als es noch dunkel war, hatte er sich an Schiff- und Rohrbeständen nach dem schmalen Ende des Sees gerührt, dorthin, wo ein breiter Wiesengraben allerhand Nahrung für die zahnlosen Fische dem See zuführt, und wo es infolgedessen wimmelt von Rohrpöcken und Brassen. Hier hatte er sich mit leichter Mühe den Wanst vollgepfropft, daß er eine Form angenommen hatte, als wolle er demnächst die erst kürzlich verlebte frohliche Laichzeit noch mal durchkosten. Vor ihm spielt das kleine Fischgemüse im hellen, von der Sonne durchleuchteten Wasser. Aber er beachtet die flinke Gesellschaft gar nicht. Unbeweglich, wie ein Baumstamm, ruht der grau-grüne, fast 1½ Meter lange Körper auf dem Grunde. Kaum merklich nur bewegen sich die breiten Kiemenbedel, spielen die fächerartigen Brustflossen. Grotschnut führt seinen Namen mit Recht, denn erstaunlich ist es, wie weit er den langen, scharf bewehrten Krokodilsrachen aufreißen kann, und wehe dem Geschöpf, das von ihm gepackt wird. Unumschränkter Herrscher ist der grausame Räuber in seinem Reich, alles, was da lebt, dient ihm zum Fraße, und er ist nie bescheiden, wenn er sich nimmt, was ihm gehört; keine Kreatur hat ihn lieb, nur der Mensch, und von diesem wieder eine besondere Spezies — der Sportangler —, hat ihn zum Fressen gern. Aber diese Liebe weiß Grotschnut nicht zu schätzen, er haßt diese Sorte, die ihm schon manchen Kummer bereitet hat. — Ganz deutlich steht noch der Tag in seiner Erinnerung, als er zum erstenmal die Bekanntschaft mit dem menschlichen Geschöpfe machte.

An einem trüben Herbsttage war es, als er, kaum vierpfündig, von ewigem Hunger gepeinigt, an der Rohrkante entlang jagte. Da, auf einmal ruht er zusammen und erstarrt wie zu Stein, denn kaum drei Meter von ihm an einer Schiffsante macht ein halbpfünder Hecht solche eigentümliche Bewegungen, wie er sie bisher noch nie beobachtet hatte. Mit einem Satz war er vorwärts geschossen und hatte seine spitzen Fangzähne in den Rücken des Grashechtes geschlagen. Aber es wollte dem Kannibalen nicht gelingen, mit seiner Beute den Grund zu erreichen, denn dieser windige Bursche entwickelte eine unerklärliche Kraft und zog ihn, ob er wollte oder nicht, mit nach oben. Dann ging die Kette sogar in die Luft, und als er endlich loslassen konnte, fiel er hart am Ufer ins leichte Wasser, dem Menschen, der seinen Fang mit einer Schnur emporgezogen

hatte, fast vor die Füße. Durch einen einzigen kraftvollen Schlag hatte er sich zwar aarglalt den ihn schon umfassen den Händen des Menschen entwunden, und in lausender Fahrt war er davon gestürzt, aber von dem Tage an war er vorsichtig geworden, und die Rut hatte ihn gepackt auf alles, was Mensch war und nach Menschenwert aussah. Und dann hatte er sich doch noch verschiedentlich überböteln lassen, wenn die Fregatier größer als die Vorsicht gewesen war. Etliche Male hatte er noch handlange Rottfedern, denen ein langer Faden zum Maule herausging, zu verschlingen versucht, aber stets hatte er dabei noch Dusek gehabt und war höchstens mit einigen Verletzungen an der Schnauze davon gekommen. Die scharfen Haken, die ihm von solchen Episoden dann und wann im Kiefer sitzen geblieben waren, hatte er dann an harten Rohrhalm abgesetzt, oder sie waren, vom Rost zerfressen, von selbst herausgefallen, jedenfalls hinderten sie ihn wenig oder gar nicht, die Räuberei weiter fortzusetzen.

Später, als er annehm an Gewicht und Weisheit, mochte er herausbekommen haben, daß es sparsame Angler gab, die den schon oft gebrauchten und deshalb fadenscheinigsten Teil ihrer Schnur hinten am anderen Ende auf der Rolle hatten, und war er wieder einmal auf eine fette Blöße hineingefallen, die am Hefthaken lag, dann setzte er wie das Donnerwetter davon, fast bis zum gegenüberliegenden Ufer, die Schnur zerriß, flog durch die Ringe der Rute, und der betreffende Angler sah mit recht gemischten Gefühlen, wie sein „kostbares Material“ in der Tiefe auf Rimmerwiedersehen verschwand.

Immer noch döst Grottschnut, seine reichliche Mahlzeit vom Morgen verdauend, vor sich hin. Aber als nach Stunden auf einmal eine Anzahl dunkle Schatten auf dem Grunde herumwandern, da fängt die breite Schwanzflosse an zu wedeln, schneller spielen die Bauch- und Brustflossen, und fast senkrecht schiebt sich der langgestreckte Körper nach oben. Die alte, stets wachsame Wildentenmutter, die ihre Kinder an der Rohrlante entlang führte, hat mit scharfen Augen das Ungeheuer bemerkt, quakt entsetzt auf und sucht ihr kleines Gefolge noch schnell im dichten Bestande zu bergen. Aber zu spät. Da, wo eben noch eines der niedlichen Dinger lebensfroh schwamm, hat es nur leise „geschlurpt“, dann ist die Stelle leer, und sich immer mehr ausbreitende Wasserringel bezeichnen den Ort des Mordes. Grottschnut ist wieder auf seinen gewohnten Unterstand hinuntergesunken, schneller arbeiten die Kiemenbedel, einige würgende Bewegungen noch, und klein Entelein hat die Reise durch den unersättlichen Schlund angetreten.

Es ist spät am Nachmittag, Grottschnut hat seinen Stand zu neuen Untaten verlassen. Vom Ufer aus, an einer kleinen Schneise, versucht ein Angler einen der Räuber, die dieser See beherbergt, zu erbeuten. Als er vorhin hier vorbeigehen wollte, um zu einer sonst ergiebigen Angelstelle zu gelangen, walmte auf einmal das Wasser dicht vor dem Einschnitt in der Rohrlante gar mächtig auf, und über dem kleinen Wasserberge war für einen Moment die gut 20 Zentimeter breite Schwanzflosse eines Hechtes erschienen. „Dunnertiel“, war das ein Kerl“, so kommt es leise und erregt von den Lippen des Mannes. Schnell hat er den starken Haken mit dem größten seiner Köderfische, einem halblangen, lebenskräftigen Säckling, versehen, und gleich darauf tanzt der rote Schwimmer vor dem Einschnitt in dem Rohrbestande auf dem Wasser. Aber vorläufig regt sich nichts. Im Westen, jenseits der Elbe, versinkt die Sonne und versilbert bei ihrem Scheiden die ins dunkle Himmelsblau hineinragenden Ränder der vorgelagerten blauschwarzen Wollenberge, in leichter Höhe dudeln die Lerchen, auf dem Felde loden die Nebbühner, drüben im Walde, am jenseitigen Ufer, schlagen die Amseln, ruft unermüdlich der Kuckuck. Einem Taucherpaar, das mit stolz gekrümmtem Hals auf blanker Wasserfläche zu Tal rudert, hat der Mann eine Zeitslang zugesehen, und als er seinen Blick wieder nach der Stelle wendet, wo sich eben noch sein großer Hechtsschwimmer befand, sieht er, wie dieser, schon unter Wasser, gemächlich schräg in die Tiefe gleitet. Da nimmt er leise die Rute hoch, und das wilde Blut pulst ihm schlagartig durch die Adern bei dem Gedanken, daß „Er“ es sein könnte, der zugepackt hat. Leise dreht sich die Rolle, aber der erfahrene Anglersmann hütet sich, den Hecht zu stören. Als dieser aber mit einem Male in schneller Flucht der Seemitte austreibt, da setzt nach scharfem Anblich der gebaute Hecht einen solch gewaltigen Widerstand entgegen, daß sich die Daen des Mannes tief ins weiche Seeufer einbohren, während die kräftige Rute sich fast zum Halbkreise biegt. „Petrus hilf!“, so kommt es halblaut zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor; und es scheint, als ob der alte Schussheilige ein Einsinken hat, denn der schwere Hecht läßt sich nach und nach, wenn auch heftig widerstrebend, nach dem Ufer heranholen. Aber kurz vor der Rohrlante kommt das Verhängnis. Mit einem Sake schießt der kapitale Räuber plötzlich dem Ufer zu, so daß dem Angler für einen

Augenblick die Fühlung mit seinem Gegner verloren geht. Im Nu ist dieser um ein halbes Dutzend im freien Wasser stehender harter Rohrhalm einige Male herumgefahren, und nun sitzt die gute Seidenschnur unrettbar daran fest. „Verdammte Geschichte“, flucht der wütende Angler, das hatte ja gerade noch gefehlt. Aber auch der Hecht sitzt noch fest am Haken, und die zusammengewickelten Rohrhalm werden bei den Befreiungsversuchen zeitweise unter das Wasser gezogen. In die weiterbraunen Züge des Mannes ist ein entschlossener Ausdruck getreten; er will noch den letzten Versuch machen, „seine“ Beute zu erlangen. Schnell hat er sich entkleidet, und mit dem Landungshaken bewaffnet, tastet er Schritt für Schritt bis zur äußersten Rohrgrenze, wo ihm das kalte Wasser, das ihm fast den Atem benimmt, beinahe bis zur Brust reicht. Hier will er versuchen, dem alten Reden, den er kaum einen Meter unter der Oberfläche erblicken kann, den scharfen Haken in den Körper zu schlagen. Um das ersetzte Ziel zu erreichen, muß er sich weit vorbeugen, wobei er auf dem glatten Untergrund mit den nackten Füßen ins Rutschen kommt, unaufhaltsam an dem steilen Hange hinuntergleitet und in der Tiefe verschwindet. Dunkle Wasser mit großen Blasen vermischt brodeln auf; — dann erscheint, wenige Augenblicke später, eine bedeutende Glake — ein tiefendes, blaurotes Gesicht mit herabhängendem, didem Schnurrbart folgt langsam nach. Der Mann hustet und prustet wie ein Walros, und da der Landungshaken im Wurzelswerk des Rohres feststeht, zieht er sich daran schnell hoch. Gleich darauf steht er zähneklappernd und mit einer Gänsehaut, wie ein Reibeisen, neben seinen Siebensachen, führt, um sich zu erwärmen und zu trocknen, einen wilden Indianertanz auf und schlägt sich die Arme um den Leib. Herrgott, denkt er beim Ankleiden, das hätte doch eilig ablaufen können, und ich kann dem alten Petrus von Herzen dankbar sein, daß er heute mal auf andere Weise geholfen hat, sonst läge ich jetzt vielleicht kalt und steif da unten. . . .

Grottschnut aber, der sich inzwischen mit Gewalt losriß, steht weit draußen in der Tiefe. Tüchlich leuchten die grünlichen Augen, und um die Schnauzenwinkel herum steht ein Zua stillvergünstiger Selbstzufriedenheit über das Unheil, das dem Anglersmann durch ihn widerfahren ist.

Nächtliche Wanderung.

Von Heinrich Reiss.

Durch das warme, weiche Dunkel schritt ich langsam dahin, hörte den Wind flüstern und sah die schwarzen Baum-silhouetten sanft abgezeichnet gegen den blassen Himmel. Als matter grauer Streif vor mir her lief die Straße, zu weilen verdammerte sie ganz im Schatten der dichtver-schlungenen Zweige. Nur fern verstreut standen wenige Lichter, sie schienen wie helle Augen das Dunkel zu durch-wachen. Das Rauschen eines Baches zur Seite, leise und einformig, begleitete meinen Weg.

Mir war seltsam feierlich zu Mute, eine tiefe Schwer-mut hielt mich umfassen, und doch war darin etwas von Süße, von Sehnsucht und Fröhlichkeit. Alles hatte ein ver-ändertes Aussehen, schien ganz fern und unerreichbar, fast wehenlos und verwebend wie ein Traumbild. Die Sterne schimmernten blank und kühl, mich dünkte, es seien un-zählige, rätselvoll fragende Augen, die auf mich bernieder-schauten. Ich fühlte mich ganz einsam als einziger Lebender in einer erstorbenen Welt, wo die Schatten schliefen, und verloren in dem riesenhaft erschlossenen Raum, durch den mein Schritt klapperte und die Stille aufschreckte ringsumher.

Aber weich und gleitend ging der Schritt, ganz mühe-los überwand er die Straße, die Ferne rüdte nah und floß vorüber oder lagerte um mich her, wenn ich stehen blieb, versunken in das Anschauen der Nacht. Selbst die Sterne, so schien es mir, da ich sie ansah, wollten sich tiefer zu mir niedersinken, als ob meine ausgereckte Hand sie überlasten könnte, und sie leuchteten freundlich und mild. Die dunklen Geheimnisse der Welt taten sich auf und klangen in meinem Herzen an mit einer seltsamen Melodie. Ich war einsam und winzig klein in dem ungeheuren Raum der Nacht, und würde in mir doch ihr vielfältiges Raunen und fühlte mich angeweht vom Atem fremden Lebens. Denn alles rings, das Nahe und das Ferne, fing an zu leben, mit leisem Schwingen sich zu verkünden, ich wurde wie ein Gefäß an-gefüllt mit Traum und Ahnung, die über mich strömten, und wanderte vorwärts, immer leichter, gelöster in schwebendem Schritt.

Dann stieg der Mond auf, und ich sah seinen Wider-schein zuerst im Spiegel des Baches, der flüchtig aufschimmerte mit leichtgeträufelten Wellen. Ein blaßes Licht tauchte zwischen das Dunkel von schattentiefem Geäst, und dichter woben sich die Mondstrahlen durch die weich verschwimmende

ferne. Nun war die ganze Welt blank und klar und aller Schwere entbunden, im Silberschimmer des freundlichen Gestirns lag sie in sanfter Reinheit, und der zärtliche Wind spielte auf ihr wie auf einer schönklingenden Harfe. Das Wellenrauschen des Baches sang mir fröhliche Verheißung, der Glanz der Sterne senkte sich in mein Herz. Rings die Weite ward mir heimlich vertraut, ein Raum von friedvoller Geborgenheit, ich verstand nun plötzlich die Melodie des Lebens, das leise Lied der Nachtstille, das in meinem Herzen widerhallte, und ich wußte mich in großer, geheimnisvoller Einheit mit dem Wunderbaren der Schöpfung.

Ihre heilige Schönheit tat die Natur vor mir auf, und andächtig empfing ich das Geschenk ihrer gesegneten Fülle. Tief atmete ich die blaue, reine Nachtluft und fühlte den Frieden einströmen in mein jagendes Blut. In Schauen und Träumen versunken, vom Mondschein überrieselt, von den Stimmen der Stille umraunt, schritt ich weiter, zum ewigen Himmel bisweilen den Blick erhoben, und wandte mich heimwärts, noch eingesponnen in den Reiz und Zauber der schönen Nacht.

Neue Bücher

* **Wilhelm Diehl: „Der gefangene Pfarrer“.** Eine geschichtliche Erzählung aus der Zeit des 30jährigen Krieges. (L. C. Wittlich'sche Hofbuchdruckerei, Abt. Buchverlag, Darmstadt.) Leben und Kampf einer Persönlichkeit, im Rahmen der Geschichte des 30jährigen Krieges, die lebendig vor unserm durch das Schicksal geschrägten Blick erhebt, liegt dieser Erzählung zugrunde. Nicht der trockene Bericht eines Forschers, der mit zu den besten Kennern heftiger Geschichte gehört und mit dem Schauplatz der Handlung daher vertraut ist, sondern lebensvolle Gestaltung einer Epoche, mit fröhlichen Strichen, ungeschminkt und farbig gezeichnet mit fesselnden Einzelschilderungen und einem Mann unter Menschen, der treu und fest, voll Liebe und Aufopferung in schwerer Zeit seinen Weg geht, einem Mann, den man lieb gewinnen muß mit dem Buch, dessen Spannung in Atem hält.

* **Michael Babis: „Das Kartenhaus“.** Roman einer Stadt. Ins Deutsche übertragen von Stefan J. Klein. (J. M. Spaeth, Verlag, Berlin C. 2.) Mit großartiger Kühnheit gibt Babis im „Kartenhaus“ die Geschichte einer utopischen Stadt von ihren Anfängen bis zu ihrem Untergang. Wir erleben die Schicksale ihrer Bürger, die der Entstehung und dem Wachstum der Stadt parallel laufen. Wir bekommen Einblick in die Verwaltung und Kommunen dieser Stadt in Utopien und erkennen, daß der bedeutende ungarische Erzähler weit mehr als eine Dichtung gab, daß ihn sein Werk zum Kritiker eines Systems werden ließ, das gerade jetzt von brennender Aktualität ist. Diese Erzählung, aus des Dichters Träumen geboren, wurde ein Zeitroman, ist der Roman dieser Zeit des materialistischen Eigennutzes geworden. In seiner Vielschichtigkeit meisterhaft erzählt, festelt das Buch den Leser von der ersten bis zur letzten Seite.

* **John Galsworthy: „Die dunkle Blume“.** Roman. (Paul Holsman, Verlag, Wien.) Mit unendlicher Zartheit und strenger Ehrlichkeit erzählt ein Dichter von der Liebe des Mannes auf den drei Stufen seines Lebens: In der erwachenden Jugend, auf reifer Lebenshöhe und bei beginnendem Lebensabstieg. Ein wunderbar ausgewogenes Kunstwerk, in der Dreiteilung der Schicksalskreuzungen: Erst eine alternde Frau und ein Jüngling, dann zwei gleichaltrige reife Menschen, am Schluß ein junges Mädchen und ein alternder Mann. Englands repräsentativster Romancier hat in der „Dunklen Blume“ mit der ihm eigenen tiefinnerlichen Weltläufigkeit eine Dichtung gegeben, welche, im Sinnlichen herb und verhalten, im Menschlichen frei, von einer weichen Musik und ergreifenden Lebenswahrheit erfüllt ist.

* **Ilja Ehrenburg: „13 Pfeifen“.** (Rheinverlag, Basel.) Einer von den neuen Russen, Ilja Ehrenburg, durchquert ungehemmten Schritts die Welt, seine eigene, dann die unsere, die heutige und die vergangene, die nahe und die ferne, und nimmt den Bestand auf. Der Mensch ohne Bindung erstattet Bericht, wird zum Weltreporter. Die Lebensbezirke der Völker sind für ihn wie elektrische Kraftfelder, deren Energien er mißt; mit einem seelischen Registrierapparat, der funkelnd aus der Fabrik kommt und dessen Präzision noch nicht durch Benutzung gelitten hat. Wundervoll, diese „13 Pfeifen“, deren Schicksale die Nationalcharaktere spiegeln! Ehrenburg hat jene zugleich heißende und heisende Ironie, die alles durchschaut, alles versteht und alles ertragen hilft.

* **„Der Herzog von Reichstadt“.** Von Prof. Dr. Viktor Bibl. (Stein-Verlag, Leipzig.) Das lesbare, populäre und dabei doch auf strenger Forschung beruhende Werk über den unglücklichen Sohn des großen Napoleon fehlt noch. Der bekannte Wiener Historiker Dr. Bibl füllte diese Lücke aus, indem er die Gestalt des jungen Herzogs ohne Land neuerdings beschwört. Dieses Leben wird alles Romanhaften entkleidet, aber gerade in dieser nüchternen Tatsächlichkeit wirkt es romanhafter, als das phantastischste Gehirn es errinnen könnte.

* **„Das Leben dreier Clowns“.** Aufzeichnungen nach Erinnerungen der Fratellini, eingeleitet von Hans Heinz Ewers. (Erich Reiß, Verlag, Berlin.) Die „Drei Fratellini“ sind eine der augkräftigsten Nummern großer Varietés und Zirkusse, Vollkünstler, durch Herkunft und Tradition ihrer Kunst und ihrem Berufe verpflichtet. Gaukler, Possenreißer und Künstler, die der rauschende Beifall der Menge nicht ruhen läßt, die immer auf der Suche nach neuen fesselnden Tricks sind. Wie ein solches Leben, das Unterhaltung für die Zuschauer, unendliche Mühe und Arbeit aber für den, der es lebt, bedeutet, sich gestaltet, hat Pierre Mariel aufgezeichnet und Eduard Elzinger in klaren Zeichnungen festgehalten. Der abenteuerreichen und fesselnden Geschichte, die dabei entstanden ist, schrieb Hans Heinz Ewers eine interessante Einleitung.

* **Hermann Drenhaus: „Die Königin Luise in der Dichtung ihrer Zeit“.** Mit zahlreichen zeitgenössischen Illustrationen in Kupfertiefdruck und einem Brief der Königin Luise in Faksimile-Lichtdruck. (Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin.) Dem Verfasser des Werkes ist es gelungen, mit warmer Empfindung ein schönes und klares Bild von der Dichtung zu geben, die sich um die Gestalt der Königin gewunden hat. Die zahlreichen Illustrationen geben dem Buche einen besonderen liebenswürdigen Reiz.

* **„Komisches und Tragikomisches“.** Von A. P. Tschschow. (Novellenbücherei fürs deutsche Haus.) Auswahl aus dem Russischen, übertragen von A. D. Braun. (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.) Das vorliegende neue Bändchen der beliebten Novellenbücherei fürs deutsche Haus bietet eine kleine Auswahl von 8 Humoresken aus den unendlich vielen, die der Dichter in seiner Frühzeit (1885 bis 1887) geschaffen. Noch ist die wehmütige Resignation, die seinen späteren Werken eigen ist, nicht zum Grundton seines Schaffens geworden. Lustig sprudelt der unerschöpfliche Quell seiner Erfindungsgabe und seines Humors. Immer klingt aber dabei der herzliche, warme Ton, der seinem Lachen die charakteristische Färbung gibt, durch. Eine jede dieser kleinen Erzählungen, ob komisch oder tragikomisch, bietet nur leise humoristisch übertreibend ein in sich abgerundetes echt russisches Genrebildchen, das oft auf starke Situationskomik hin gestaltet ist.

* **„1000 Worte Spanisch“.** (Verlag Ulstein, Berlin.) Die lustige und bequeme Sprachlehre der „1000 Worte“, von der Englisch und Französisch schon erschienen sind, ist jetzt durch „1000 Worte Spanisch“ erweitert. Die „1000 Worte“ unterhalten den Leser durch Wort und Bild und führen ihn spielend in die fremde Sprache ein. Dabei wird geschickt aller unnötige Ballast vermieden und dem Lernenden das beigebracht, was der Mensch unserer Zeit im alltäglichen Leben wirklich braucht. Die „1000 Worte“ ermöglichen ihm, in jeder Lebenslage das zu sagen, was notwendig und richtig ist.

* **„Religionsgeschichtliche Bilder aus Nassau“** von Prof. Th. Schneider (Wiesbaden). Neue Folge. Erster Teil. — Illustriert. (Ideal-Verlag G. A. Latreuter, Nierstein a. Rh.) Auf dringenden Wunsch aus Pfrarrer- und Lehrerkreisen hat der Verfasser seine zuletzt 1910 erschienenen „Religionsgeschichtlichen Bilder aus Nassau“ in völlig neuer Bearbeitung wieder herausgegeben, allerdings zunächst nur den ersten Teil bis zur Karolingerzeit. Bis dahin dürfte in der Tat alles für die religiöse Betrachtung der Vergangenheit Wertvolle und Wesentliche von der Urgeschichte bis zum Beginn des Mittelalters aufgenommen sein. — Nicht nur Geistliche und Religionslehrer, sondern auch Geschichtslehrer und Gebildete aller Stände werden sich gern dem Gang durch längst entwundene Zeiten anschließen, in denen sich das religiöse Gefühl immer neue Ausdrucksformen suchte und aus dem Dunkeln ins Helle strebte. Die in Steinen, Bildern und Schriften hinterlassenen Spuren sind im Sinne der heutigen Forschung gedeutet, zu einem kleinen Teil auch in Abbildungen wiedergegeben. Möge das Büchlein nicht nur die Liebe zur engeren Heimat neu beleben, sondern auch das Verständnis für die im Wechsel der Zeiten sich immer gleich bleibenden Urgefühle der Religion fördern!